

Daniel Schubbe · Jens Lemanski ·
Rico Hauswald (Hg.)

*Warum ist überhaupt etwas
und nicht vielmehr nichts?*

Wandel und Variationen einer Frage

Meiner

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7873-2459-0

ISBN eBook: 978-3-7873-2460-6

www.meiner.de

© Felix Meiner Verlag Hamburg 2013. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Satz: Type & Buch Kusel, Hamburg. Druck und Bindung: Druckhaus Nomos, Sinzheim. Werkdruckpapier: alterungsbeständig nach ANSI-Norm resp. DIN-ISO 9706, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

Inhalt

Rico Hauswald · Jens Lemanski · Daniel Schubbe

Variationen und Implikationen der Frage ›Warum ist überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts?‹ – Zur Einleitung des Bandes 7

Jens Lemanski

›Cur Potius Aliquid Quam Nihil‹ von der Frühgeschichte bis zur Hochscholastik 23

Stefan Heßbrüggen-Walter

Creatio ex nihilo und *creatio nihili*: Etwas und Nichts im Schöpfungsdenken der frühen Neuzeit 65

Hubertus Busche

Die letzte Warum-Frage – Ihre zweifache Gestalt und ihre Beantwortung bei Leibniz 115

Markus Gabriel

Schellings Antwort auf die Grundfrage der Metaphysik in der *Urfassung der Philosophie der Offenbarung* 159

Matthias Kofler

Lieber gar Nichts als Etwas – Die Frage unter pessimistischen Vorzeichen bei Schopenhauer 189

Reinhard Schulz

Karl Jaspers: Sein-Nichts-Spekulation und gegenwärtig leben – Einheit oder Widerspruch? 205

<i>Ivo De Gennaro · Gino Zaccaria</i>	
›Um des Seyns willen‹ – Heidegger und der Schritt zum Grund	227
 <i>Waltraud Meints</i>	
Hannah Arendts politische Übersetzung der Frage ›Warum ist überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts?‹	263
 <i>Christian Weidemann</i>	
Warum existiert überhaupt etwas und nicht nichts? Zur Diskussion in der Analytischen Philosophie	283
 <i>Josef M. Gaßner · Harald Lesch · Jörn Müller</i>	
Warum ist überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts? Ansätze und Perspektiven der Physik und Kosmologie	339
Auswahlbibliographie	367
Zu den Autorinnen und Autoren	379
Personenregister	383

Variationen und Implikationen der Frage ›Warum ist überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts?‹

Zur Einleitung des Bandes

1. Variationen und Implikationen

In der Ideengeschichte kursieren Fragen, deren Antworten ebenso umstritten sind wie bereits die Sinnhaftigkeit der Fragestellungen selbst. Die Frage ›Warum ist überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts?‹ ist eine solche. Sprechen einige von ihr als der Grundfrage der Metaphysik, so stellen andere bereits abwertend fest, dass sie »in verschiedenen Abwandlungen und in nahezu allen Sprachen die ganze Welt der Kindheit durchzieht«¹, oder verwerfen sie als »leer laufende metaphysische Frage«². Obgleich die Frage immer wieder als klassisches metaphysisches Problem in die Mottenkiste der Philosophie verbannt wurde, dürfte unabhängig aller kritischen Argumente allein die Tatsache, dass diese Frage hartnäckig in verschiedenen Abwandlungen aufgegriffen wurde und zuverlässig ihre Renaissance erlebt,³ dafür sprechen, sie in die Ideengeschichte mit aufzunehmen und ihr eine solche zu widmen. Unabhängig davon, ob man dieser Frage einen systematischen Sinn zu- oder abspricht, ist schwer zu leugnen, dass sie zu denjenigen zumindest der abendländischen Philosophiegeschichte gehört, anhand derer sich auch eine Entwicklung des Denkens und seines Selbstverständnisses nachzeichnen lässt. Während Arthur O. Lovejoy in seinem richtungsweisenden Aufsatz »The Historiography of Ideas« darauf hinweist, dass die Ideengeschichte Kategorien, Gedanken über einzelne Aspekte gemeinschaftlicher Erfahrungen, implizite und explizite Voraussetzungen, heilige Formulierungen und Schlagwörter, spezielle philosophische Theoreme oder allgemeine Hypothesen, Verallgemeinerungen oder methodologische Annahmen verschiedener Wissenschaften untersuche,⁴ wäre zusätzlich zu dieser Auf-

zählung eben auch eine spezifische Fragestellung als Exspektant für das thematische Zentrum einer historiographischen Ideenanalyse in Betracht zu ziehen.

Dabei kann eine Kategorisierung der Frage an verschiedenen Punkten ansetzen: so beispielsweise auf der Seite der Antworten, die von theologischen über metaphysische bis zu sprachphilosophisch-eliminativistischen und physikalischen Ansätzen reichen. Dass es sich bei dieser Aufzählung keineswegs um eine chronologische Abfolge handelt, zeigt indessen das neu erwachte Interesse der analytischen Philosophie an metaphysisch-ontologischen Fragestellungen. Während Rudolf Carnap Martin Heideggers Auseinandersetzung mit ›Nichts‹ noch als Beispiel für seinen Versuch, metaphysisches Fragen als sinnlos zu entlarven, nutzte, finden sich in der aktuellen analytischen Szene vermehrt Autoren, die die ›Grundfrage‹ etwa im Kontext der Auseinandersetzung mit dem metaphysischen Nihilismus diskutieren, d. h. der These, dass es möglich gewesen wäre, dass nichts existiert, oder anders ausgedrückt, dass es ›leere‹ mögliche Welten gibt. Der Ansatz auf der Seite der Antworten ist allerdings problematisch, weil dieser suggeriert, dass es so etwas wie eine einheitliche Fragestellung gäbe. Dies scheint aber nicht der Fall zu sein.

Bereits die Formulierungen der Frage weichen stark voneinander ab: So formulieren Peter van Inwagen und E. J. Lowe die »Ultimate Why Question«⁵ so: »Why is there anything at all?«⁶, bei John F. Wippel findet sich folgende Formulierung: »Why is there anything at all rather than nothing whatsoever?«⁷, bei Daniel Goldstick heißt es hingegen: »Why is there something rather than nothing?«⁸. Auch bei den ›Klassikern‹ der Ideengeschichte finden sich unterschiedliche Formulierungen: So formuliert Leibniz u. a. »pourquoi il y a plus tôt quelque chose que rien«⁹, Schelling hingegen u. a. »Warum ist nicht nichts, warum ist überhaupt etwas?«¹⁰ und Heidegger u. a. schließlich »Warum ist überhaupt Seiendes und nicht vielmehr Nichts?«¹¹. Handelt es sich bei all diesen Formulierungsvarianten bloß um stilistische Variationen oder finden sich in diesen auch unterschiedliche Schwerpunktsetzungen und Implikationen in Bezug auf die Fragerichtung? Deutlicher werden diese Unterschiede, wenn man zusätzlich die Fragen mit berücksichtigt, die sich zwar von der ›Grundfrage‹ deutlich abheben, aber dennoch in einem

systematischen Zusammenhang mit ihr zu stehen scheinen: ›Warum ist diese Welt so (und nicht anders) beschaffen?‹, ›Warum ist dieser oder jener Wirklichkeitsbereich nicht leer?‹, ›Warum gibt es materielle Gegenstände?‹ oder schließlich ›Wenn es einen Schöpfergott als letzten Grund gibt, warum ist er und nicht vielmehr nicht?‹.

Wie die ›Grundfrage‹ im Laufe der Geschichte genau formuliert, mit welchen anderen Fragen sie in Verbindung gebracht, in welchen Kontexten stehend sie wahrgenommen und mit welchen Mitteln sie zu beantworten versucht wurde, lässt zudem auch einen Bezug zur allgemeinen geistesgeschichtlichen Situation erkennen. Während etwa die Frühgeschichte der Frage bis einschließlich Leibniz und Schelling einen klarerweise theologischen oder mythischen Bezug hat, scheint in Zeiten, in denen das Urknallmodell unser kosmologisches Weltbild dominiert, eine Bezugnahme auf physikalische Theorien schwer vermeidbar zu sein. Wenn man heute die Frage stellt ›Warum ist überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts?‹ ist man schnell auch bei Fragen wie ›Was war vor dem Urknall, was hat ihn ausgelöst?‹ oder ›Wieso sind die Naturkonstanten so fein aufeinander abgestimmt, wie sie es zu sein scheinen?‹. Noch für Leibniz war dagegen die Frage, warum Gott die Welt geschaffen hat, eine geradezu offensichtliche Variante, eine Reformulierung der Frage, warum überhaupt etwas ist und nicht vielmehr nichts. Dass Gottes Existenz ihrerseits begründungsbedürftig und daher keine Antwort auf die Frage darstellen kann, scheint ein allzu naheliegender Einwand gegen diesen Zug Leibniz' zu sein, der jedoch ebenfalls den theologischen Hintergrund seines Denkens ausblendet. Denn an dieser Stelle wird der Zusammenhang der ›Grundfrage‹ mit traditionellen theologischen Motiven wie der notwendigen Existenz Gottes, die in den verschiedenen ›Gottesbeweisen‹ zu zeigen versucht wurde, ersichtlich. Was notwendig ist, ist nicht noch auf ein zusätzliches erklärendes Prinzip angewiesen. Immerhin taucht der Verweis auf die Notwendigkeit bestimmter Entitäten als mögliche Antwort auf die Frage, warum überhaupt etwas ist, auch in jüngsten Debatten der analytischen Metaphysik auf – nur dass es dort nicht mehr unbedingt Gott, sondern auch abstrakte Gegenstände wie Mengen oder Propositionen sind, deren notwendige Existenz als Explanans dafür, dass überhaupt etwas ist, zu verwenden versucht wird. Der theologische Hintergrund der Argumentation Leibniz'

erhellte schließlich auch, wieso er die Frage nach dem Dass der Welt (»Warum ist überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts?«) so eng mit jener nach ihrem Wie (»Warum ist diese Welt (und nicht eine anders beschaffene)?«) verknüpft sieht. In dieser Doppelfrage spiegelt sich die theologische Unterscheidung zwischen zwei Aspekten der Freiheit Gottes vor Erschaffung der Welt wider, nämlich seine Freiheit, überhaupt eine Welt zu erschaffen oder nicht zu erschaffen, und seine Freiheit zur besonderen Wahl einer so oder eben auch anders beschaffenen Welt.¹²

Viele Philosophen, die sich nach Leibniz mit der ›Grundfrage‹ befasst haben, sind ihm in dieser Verbindung der Frage nach dem Dass mit jener nach dem Wie der Welt nicht gefolgt, sondern hielten es eher wie Wittgenstein, der in Satz 6.44 des *Tractatus Logico-Philosophicus* formuliert: »Nicht wie die Welt ist, ist das Mystische, sondern dass sie ist.«¹³ Andere haben eine solche Verbindung sogar explizit kritisiert. So versucht beispielsweise Heidegger mit seiner Formulierung der ›Grundfrage‹, die seiner Meinung nach übergangene ontologische Differenz zwischen Sein und Seiendem bereits mit der Fragestellung sichtbar zu machen. Mit seiner Formulierung der Frage sucht er den von ihm betonten Grundzug der abendländischen Metaphysik – die Fixierung auf das Seiende – zu verdeutlichen. Auch die Großschreibung des ›Nichts‹ hat bei Heidegger eine Bedeutung, die die Spezifik seiner Fragestellung unterstreicht: Das großgeschriebene ›Nichts‹ ist keine bloße Negation des Seienden, sondern vielmehr der Versuch, ein erfahrbares ›Nichts‹ aufzuweisen, dass in einer ganz bestimmten Stimmung – der Angst im Sinne Heideggers – erfahrbar wird.¹⁴

Bei Heidegger findet sich unterdessen auch ein Hinweis darauf, dass es für die Bedeutung der Frage einen Unterschied macht, ob der Zusatz ›und nicht vielmehr Nichts‹ explizit Verwendung findet oder aber wie in der Formulierung von beispielsweise van Inwagen in einem ›at all‹ verschluckt wird. Der Punkt, auf den Heidegger dabei aufmerksam macht, ist, dass die einfache Frage ›Warum ist überhaupt Seiendes?‹ dazu verführt, dass »wir fragend unmittelbar nur bei dem fraglos vorgegebenen Seienden ansetzen und kaum ansetzend auch schon weiter und wegschreiten zum gesuchten auch seienden Grund«¹⁵. Nimmt man den Zusatz ›und nicht vielmehr Nichts‹ hingegen in die Fragestellung mit auf, so »wird dieses Sei-

ende fragenderweise in die Möglichkeit des Nichtseins hinausgehalten. Das Warum gewinnt dadurch eine ganz andere Macht und Eindringlichkeit des Fragens«¹⁶.

Damit wird schließlich ein weiterer Aspekt der Fragestellung problematisch: das Verständnis des ›Warum‹. Auch in dieser Hinsicht ist keineswegs entschieden, ob sich nicht bei den Autoren unterschiedliche Bedeutungen und Konnotationen des Fragewortes ›warum‹ ausmachen lassen. Aus der prononcierten Rolle des Prinzips des zureichenden Grundes (*principium rationis sufficientis*) ergibt sich bei Leibniz die ›Grundfrage‹, für Arthur Schopenhauer hingegen verliert dieses Prinzip jegliche metaphysische Dimension. Heidegger versteht unter dem ›Warum‹ nicht die Suche von Ursachen und Erklärungsgründen, sondern vielmehr »den Bezug zu Grund. Allein, weil gefragt wird, bleibt offen, ob der Grund ein wahrhaft gründender, Gründung erwirkender, Ur-grund ist; ob der Grund eine Gründung versagt, Ab-grund ist; ob der Grund weder das Eine noch das Andere ist, sondern nur einen vielleicht notwendigen Schein von Gründung vorgibt und so ein Un-grund ist«¹⁷. Die ›Grundfrage‹ ist somit eng an das Verständnis des ›Warum‹ und den Satz vom zureichenden Grund gebunden, dabei herrscht allerdings keine Einigkeit darüber, wie beide – beispielsweise in Bezug auf Ursachen oder Gründe – zu verstehen sind. Zudem: Warum eigentlich fast immer ›warum‹ und beispielsweise so selten ›wieso‹ oder ›weshalb‹?

Gibt es weitere Rahmenbestandteile, die die Frage allererst möglich machen? Ein weiterer Bestandteil eines solchen Rahmens, scheint der Schöpfungsgedanke zu sein: Kann die Frage überhaupt in einer Epoche gestellt werden, in der die Welt, der Kosmos, das Universum allgemein als ungeschaffen, unveränderlich und ewig gilt? Unter zeitgenössischen Forschern wird dies zum Teil verneint, weil einige der Ansicht sind, dass erst eine Vorstellung von einer Schöpfung aus dem Nichts (*creatio ex nihilo*) die ›Grundfrage‹ überhaupt legitimieren konnte.¹⁸ Gibt es also einen systematischen Grund, von vornherein auszuschließen, dass die ›Grundfrage‹ in der antiken Philosophie, in der Scholastik oder im Humanismus überhaupt gestellt werden konnte? Und ist die ›Grundfrage‹ wirklich so ›ultimativ‹, wenn man trotz einer *creatio ex nihilo* an zyklische Erneuerungsprozesse im Universum glaubt, an ein ›Jenseits‹

oder vielleicht sogar an viele Welten?¹⁹ Ist der Glaube an die Schöpfung aus dem Nichts also eine hinreichende oder eine notwendige Bedingung für die ›Grundfrage‹ oder vielleicht doch zuletzt gar kein so entscheidendes Kriterium, um die Bedeutung der Frage zu explizieren? Denn was heißt überhaupt *ex nihilo* bzw. wie muss das ›Nichts‹ verstanden werden? Die sprachlichen Feinheiten, die allein bei der Rede von einer Schöpfung *a nihilo*, *de nihilo* und *ex nihilo* von Jahrhundert zu Jahrhundert variieren, dürften bereits verdeutlichen, dass zum Verständnis der ›Grundfrage‹ nicht allein vorab die Frage geklärt werden muss, ob ›nichts‹ groß oder klein geschrieben wird, ob es ein *nihil privativum* oder *negativum* substituiert und ob in ihm ein ›etwas‹ schon enthalten ist oder selbst noch einmal ›aus Nichts‹ geschaffen werden muss. Und selbst wenn alle Antworten darauf gegeben wären, bliebe es wahrscheinlich weiterhin offen, ob die ›Grundfrage‹ wirklich eine *Grundfrage* oder doch vielmehr eine *Ursachenfrage* ist. Anders gefragt: Ist also die Voraussetzung für eine mögliche Beantwortung der ›Grundfrage‹ erst durch die sich in der Menschheitsgeschichte entwickelte Fähigkeit gegeben, einen nach Gründen handelnden personalen Gott, eine notwendig wirkende divinitorische Ursache oder doch ein zufällig naturalistisches Prinzip zu verbalisieren oder zumindest zu imaginieren?

Vielleicht ist die Frage selbst der pointierteste Ausdruck eines umfassenden Staunens vor dem, was ist und dass es ist. Die Frage lässt die Rätselhaftigkeit unserer Existenz und der des Universums spürbarer werden als andere Fragen. Insofern scheint diese Frage unverwüstlich zu sein, so aussichtslos eine befriedigende Antwort auch sein mag. Allerdings sind die Frage und ihre Antwortversuche eben vielschichtiger als ein erster Blick auf die Antworten vermuten lässt – und dies durchaus auch hinsichtlich einer existentiell-praktischen Dimension. Dabei zeigt sich eine jeweilige Art und Weise, wie wir mit dieser Rätselhaftigkeit umzugehen geneigt sind – ja überhaupt bereit sind, ihr einen Raum zu geben, aber auch, ob sich dieser Raum überhaupt öffnet. Bei der ›Grundfrage‹ ist somit auch auf folgende Fragen zu achten: Wie wird diese Frage formuliert? Welche Schwerpunkte werden bei der Formulierung der Fragestellung gesetzt? Welche Antwortmöglichkeiten sind im Kontext der jeweiligen Stellung der Frage vorgezeichnet? Die Frage danach, warum etwas ist und nicht nichts, zeigt sich so auch als ein Spiegel

eines sich im Wandel befindlichen Metaphysik- und Philosophie-Verständnisses, ja vielleicht sogar des Verständnisses unseres Aufenthaltes in der Welt, das die Formulierung der Frage und damit den Ausdruck des vielleicht umfassendsten Staunens mal mehr oder weniger explizit erlaubt. Fragen sind eben auch schon immer von vorausgehenden Antworten getragen.

2. Zu den Beiträgen des Bandes

Angesichts dessen, dass die ›Grundfrage‹ bei den verschiedensten Autoren in unterschiedlichsten Kontexten auftaucht, kann das Projekt, für die Frage nicht nur systematisch, sondern auch historisch eine Schneise der Orientierung zu schlagen, nicht mehr als ein Versuch sein. Die Auswahl der Autoren und Ansätze ist somit angesichts der Quellenlage beschränkt, aber – wie wir hoffen – dennoch repräsentativ für entscheidende Entwicklungsschritte, Neukontextualisierungen und Antwortversuche. Ausgangspunkt ist dabei die Infragestellung der landläufig verbreiteten Meinung, dass die Frage ›Warum ist überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts?‹ zuerst in der von Leibniz formulierten Version »pourquoi il y a plus tôt quelque chose que rien« auftritt. Angeregt durch verschiedene bislang noch nicht zusammengestellte Forschungsergebnisse zur Geschichte der Frage, geht *Jens Lemanski* in seinem Beitrag der These nach, dass die ›Grundfrage‹ bereits lange vor Leibniz formuliert wurde. Bei der Überprüfung dieser These differenziert er zunächst systematisch die ›Grundfrage‹ in zwei Einzelfragen: ›Warum ist überhaupt etwas?‹ und ›Warum ist nicht vielmehr nichts?‹. Anhand dieser systematischen Unterscheidung durchsucht er die Philosophiegeschichte von der Frühgeschichte bis zur Hochscholastik hinsichtlich des Auftretens der Einzelfragen und ihrer Verbindung zur Grundfrage. Der Beitrag hebt sich insofern von den anderen inhaltlich und formal ab, als er methodisch gemäß der ihn leitenden Fragestellung eine lexikalisch-kritische Zusammenstellung und Besprechung von historischen Fundstellen und aktuellen Forschungsthesen liefert.

Während sich Lemanski auf rein historische Linien der ›Grundfrage‹ konzentriert, gewinnt die Untersuchung der Frage mit *Ste-*

fan Heßbrüggen-Walters Beitrag eine erste semantische Dimension. Heßbrüggen-Walter klärt die für ein Verständnis der ›Grundfrage‹ relevanten Begriffe ›Etwas‹ und ›Nichts‹ in der frühen Neuzeit bis zu Leibniz. Anhand der so explizierten Bedeutungsvarianten dieser Begriffe zeigt Heßbrüggen-Walter, wie sich unterschiedliche Verständnismöglichkeiten der ›Grundfrage‹ ergeben. Dabei kommt er zu der Feststellung, dass in dem schöpfungstheologischen und -philosophischen Diskurs der damaligen Zeit weniger der heute weit verbreitete Sinn der ›Grundfrage‹ bestand, der nach einem Grund oder einer Ursache für die Entstehung des ›Etwas‹ aus dem ›Nichts‹ fragt; vielmehr belegt Heßbrüggen-Walter, dass in dem damaligen Fragehorizont vor allem eine Schöpfung des Nichts (in Form einer Unbestimmtheit) thematisiert wurde, dessen Übergang zum Etwas (in Form einer Bestimmtheit) dann fragwürdig erschien.

Hubertus Busche verdeutlicht in seinem Beitrag, dass Leibniz' ›letzte Warum-Frage‹ eigentlich eine Konjunktion zweier Fragen ist, deren zweiter Teil nicht nur in der Leibniz-Rezeption häufig übersehen worden ist, sondern auch in den späteren Diskussionen der ›Grundfrage‹ – die sich ja häufig auf Leibniz als zentrale, ursprüngliche Referenz bezogen haben – bestenfalls als nachgeordnet, irrelevant oder gar irreführend in diesem Kontext angesehen wurde. Während die erste Teilfrage auf die Existenz von etwas überhaupt abzielt, fragt die andere nach der konkreten Gestalt dieses etwas: Warum ist das, was ist, so, wie es ist, und nicht anders? Beide Fragen sind Leibniz zufolge durch das Prinzip des zureichenden Grundes legitimiert. Für Leibniz gehören beide Fragen nicht nur logisch zusammen, sondern verweisen auf ein und dasselbe Erklärungsprinzip: Gott hat die Welt überhaupt geschaffen und zwar genau so, wie sie ist, weil Gottes Wille so bestimmt ist, dass er nach dem Bestmöglichen strebt. Und bei der existierenden Welt – hierin wird der Bezug zu Leibniz' Theodizee deutlich – handelt es sich eben genau um die beste aller möglichen.

Während nun Leibniz *die* ›Grundfrage‹ noch als unlösbare Verbindung der Fragen nach dem Dass und nach dem Wie der Welt ansah, findet spätestens bei Schelling, der gleichwohl explizit auf Leibniz Bezug nimmt, eine Fokussierung auf die erste der Teilfragen statt. Wie originell nicht nur diese Neuformulierungen, sondern darüber hinaus auch die Neubeantwortungen der leibnizschen

›Grundfrage‹ sind, demonstriert *Markus Gabriel* besonders an den Vorlesungen 4–11 der *Urfassung der Philosophie der Offenbarung*. Zum einen weist dieses Werk einen beständigen Traditionsbezug auf, da es als Spätwerk und mit seiner ›Grundfrage‹ belegt, dass Schellings Philosophie insgesamt als eine Auseinandersetzung mit der leibnizschen ›Grundfrage‹ verstanden werden kann, zum anderen lässt sich ein Bezug zur modernen Sprachphilosophie herstellen. Letzteres expliziert Gabriel anhand einer ›Theorie der logischen Zeit‹, in der Schelling so erscheint, als wolle er den sellarsschen Raum der Gründe durch eine Zeit der Urteile ergänzen. Das heißt, die Faktizität eines Urteils in der Gegenwart verweist auf eine Vergangenheit, in der der Mensch die ihm obliegende Freiheit des Urteilens verwirklichen wollte. Dieser durch den Willen bewirkte Übergang von der Vergangenheit in die Gegenwart, von der Möglichkeit in die Tatsächlichkeit des Urteilens eröffnet eine Analogie: So wie das Urteil durch den menschlichen Willen hervorgebracht wurde, so wird auch das Sein selbst hervorgebracht worden sein. Jedes singuläre Urteilen des Menschen gibt somit eine mikroskopische Antwort auf die makroskopische Frage nach dem Übergang vom ›Nichts‹ zum ›Etwas‹.

Wie *Matthias Koßler* herausstellt, erlebt die Fragestellung durch Arthur Schopenhauer insofern eine Wendung im 19. Jh., als sich der Bewertungsrahmen, in dem sie gestellt wird, verändert. Mit Schopenhauer werde die Möglichkeit des Nichtseins der Welt zu einer echten Alternative: Die Existenz der Welt lasse sich nicht rechtfertigen, in erkenntnistheoretischer Hinsicht nicht, weil das Prinzip des zureichenden Grundes nicht in den Gegenstandsbereich der Metaphysik reiche, in metaphysischer Hinsicht nicht, weil der Wille als ›Ding an sich‹ als grundloses, reines Wirken verstanden werden muss. Koßler zeigt, dass die Frage bei Schopenhauer damit aber nicht verschwindet, sondern von einer theoretischen zu einer existentiellen wird, die den Sinn und Zweck des leidvollen Lebens angesichts einer grund- und sinnlosen Welt, in der das Nichtsein die bessere Wahl ist, umgreift. Es gehe dann um eine Haltung zur Welt, die sich auf die Option einer Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben beziehe. Somit sei der Wert des Lebens nach Schopenhauer in der Lektion zu suchen, das Leben »nicht zu wollen«.

Die von Schopenhauer eingeschlagene existentielle Wendung wird von Karl Jaspers unter anderen – ja, lebensbejahenderen – Vorzeichen fortgesetzt, ohne allerdings, dass Jaspers Schopenhauer zu würdigen wüsste. So macht *Reinhard Schulz* in seinem Beitrag über die ›Grundfrage‹ bei Jaspers die Unterscheidung zwischen einem theoretisch-ontologischen und einem existentiellen Sinn zum Ausgangspunkt seiner Überlegungen. Schulz zeigt, dass Jaspers die ›Grundfrage‹ zwar von Leibniz, Kant und Schelling aufgreift, sie aber doch im Sinne des Bemühens seiner Philosophie, zu einem Ergreifen der eigenen Existenz beizutragen, antizipiert. Seinem eigenen Selbstverständnis nach folge Jaspers in dem Versuch, die ›Grundfrage‹ bewusst in der ›Schwebe‹ zu halten – also weder ganz auf die Seite der Subjektivität noch einer vermeintlichen Objektivität zu stellen – im Gegensatz zu Schelling der Denkhaltung Kants. Die »Sein-Nichts-Spekulation« erweise ihren Wert bei Jaspers nicht in möglichen Antworten, sondern in der Weise einer Ergriffenheit, die gerade in den »Grenzsituationen« für die Konstitution »wahrer Existenz« von Bedeutung sei. Damit gehe Jaspers auch über die auf die Angst bezogene Thematisierung des ›Nichts‹ bei Kierkegaard, Sartre, Camus und Heidegger hinaus.

Die durch Schopenhauer und Jaspers vollzogene, ›existentia-
listische‹ Wendung der ›Grundfrage‹ erhält durch Heidegger eine
abermalige Wendung, und zwar innerhalb eines Denkens, das man
als ›seinsgeschichtlich‹ charakterisieren könnte. Entgegen der ge-
wöhnlichen Behandlung des Themas bei Heidegger über die Schrift
Was ist Metaphysik? entwerfen *Ivo De Gennaro* und *Gino Zaccaria*
ihren Beitrag von der Abhandlung *Besinnung* aus. Im Mittelpunkt
steht dabei Heideggers Auseinandersetzung mit der abendlän-
dischen Metaphysikgeschichte hinsichtlich der von ihm betonten
»Seinsvergessenheit« und des von ihm angedachten Grundes als das
»Warumlose«. Den Ausgangspunkt bildet dabei die Unterscheidung
zwischen der metaphysischen Warumfrage (»Warum ist überhaupt
Seiendes und nicht vielmehr nichts?«), der nicht länger metaphy-
sischen Grundfrage der Metaphysik (»Warum ist überhaupt Sei-
endes und nicht vielmehr Nichts?«) und der eigentlichen Grund-
frage (»Wie west das Seyn?«). Anhand des von Heidegger betonten
Übergangs von dem Erstaunen vor dem Seienden zu seiner Bestim-
mung sowie Heideggers Thematisierung des Nihilismus gibt De

Gennaro einen Blick auf die Zusammenhänge der Entwicklung der drei Frageformen hinsichtlich des »Ausbleiben des Seins« frei. Innerhalb dieser Geschichte der »Seinsvergessenheit« der Metaphysik macht Zaccaria mit einer Auslegung des Denkens Giacomo Leopardis auf einen Gegenpunkt aufmerksam, insofern Leopardis Denken als ein »augenblickliches Aufblitzen des Ausbleibens des Seins« gelesen werden könne.

Eine völlig neue – weil zwar auf dem Boden der abendländischen Philosophiegeschichte stehende, aber in Absetzung zur Philosophie formulierte – Wendung bekommt die ›Grundfrage‹ im Zuge ihrer Umformulierung durch Hannah Arendt – und zwar zu der Frage »Warum ist überhaupt Jemand und nicht vielmehr Niemand?«, die Arendt als Kernfrage der Politik bezeichnet. Wie *Waltraud Meints* in ihrem Beitrag zeigt, steht diese Umformulierung in engem Zusammenhang mit Arendts kritischer Auseinandersetzung mit den Grundlagen philosophischen Denkens – insbesondere auch dem ihrer Lehrer Karl Jaspers und Martin Heidegger. Die Bedeutsamkeit, die Arendt der Frage als politische zuerkennt, erläutert Meints mit Blick auf die zentralen Aspekte des Arendtschen Denkens. Insbesondere ihre Betonung des öffentlichen Raums, der Pluralität der Menschen und die Auffassung, dass sich das Selbst und die Welt allererst in einer gemeinsamen *praxis* konstituieren, führt – wie schon bei Jaspers – zu einer abweichenden Bewertung der ontologischen Dimension der ›Grundfrage‹ und schließlich zu ihrer Perspektivierung. Mit dem Fokus auf ›Jemand‹ anstelle von ›etwas‹ tritt bei Arendt die ›Natalität‹ in den Vordergrund und somit die Fähigkeit anzufangen. Damit gehört die Umakzentuierung der ›Grundfrage‹ durch Arendt in den Horizont ihres Versuches, den politisch-weltlichen Umgang des Menschen in die Aufmerksamkeit zu rücken.

Christian Weidemann zeichnet die Karriere der metaphysischen ›Grundfrage‹ im Kontext der analytischen Philosophie nach. Er verdeutlicht, wie sich an ihrer Behandlung auf eindrucksvolle Weise die zum Teil radikalen Brüche der Einstellungen der Analytiker gegenüber der Metaphysik generell spiegeln. Während die Stammväter der analytischen Philosophie im späten 19. und frühen 20. Jh. (Frege, Moore, Russell, Wittgenstein) noch durchaus die grundsätzliche Berechtigung metaphysischer Fragen einschließlich der ›Grundfrage‹ akzeptierten, folgte in der Hochzeit des Logischen

Empirismus eine Phase extremer Metaphysikskepsis, die sich in einer kompletten Zurückweisung der Frage, warum überhaupt etwas ist, als unsinnig geäußert hat. In der gegenwärtigen analytischen Metaphysik wird die Frage wieder ernst genommen, auch wenn es einzelne Stimmen gibt, die dies beklagen und wie Stephen Maitzen fordern: »Stop Asking Why There's Anything«. Weidemann rekonstruiert die wesentlichen Argumente und Aspekte, die im Kontext der analytischen Behandlung der ›Grundfrage‹ einschlägig sind. Dazu gehört insbesondere das Problem, ob es überhaupt leere mögliche Welten gibt, oder ob nicht vielmehr immer zumindest abstrakte Objekte wie Mengen oder solche Propositionen, in denen notwendige Wahrheiten ausgedrückt werden, existieren. Auch in einer Welt, in der nichts Materielles existiert, scheinen doch – so der Gedanke – auch z. B. mathematische Wahrheiten zu gelten. Einige Autoren wie E. J. Lowe gehen von hier noch einen Schritt weiter und meinen zeigen zu können, dass nun die Existenz abstrakter Objekte die Existenz konkreter Objekte voraussetzt, so dass die Frage, warum es überhaupt etwas gibt, dadurch beantwortet wäre, dass es einfach notwendigerweise etwas geben muss. Die Gültigkeit der Argumentation Lowes ist allerdings von einigen gewichtigen Einwänden wie dem sog. Substraktionsargument bedroht. Robert Nozick und Peter van Inwagen haben demgegenüber wiederum eine Art statistisches Argument ins Feld geführt, das die gegen Null gehende Wahrscheinlichkeit einer leeren Welt zeigen soll. Schließlich gibt es noch eine Reihe von Argumenten, die mit religions- und naturphilosophischen Aspekten in Verbindung stehen, etwa das Argument der Feinabstimmung, Alvin Plantingas modalontologischer Gottesbeweis oder das ›Kalam‹-Argument, das in seinen jüngsten Versionen insbesondere als Reaktion auf den Erfolg des Urknallmodells in der physikalischen Kosmologie seit der zweiten Hälfte des 20. Jhs. zu verstehen ist. Derartige Argumente werfen die Frage auf, welche systematischen Zusammenhänge überhaupt zwischen der metaphysischen Grundfrage und Modellen der empirischen Kosmologie bestehen können.

Vor diesem Hintergrund erörtern *Josef M. Gaßner*, *Harald Lesch* und *Jörn Müller* in ihrem abschließenden Aufsatz grundsätzlich die Frage, welchen Beitrag empirische Erkenntnisse und Modelle in diesem Kontext liefern können. Sie kommen zu dem Ergebnis,

dass zumindest empirische Teilantworten möglich sind. Sie verweisen auf die Heisenbergsche Unschärferelation, der zufolge ein vollkommenes Nichts aufgrund quantenmechanischer Prinzipien gar nicht möglich ist. Dies scheint den Urknall zu einer Art (physikalisch) notwendigem Ereignis zu machen. Die Autoren zeichnen dann nach, wie sich nach dem Urknall komplexere Materie bis hin zu hochentwickelten Lebewesen gebildet hat, die in der Lage sind, die Frage ›Warum ist überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts?‹ zu stellen. Überdies wird aber auch gezeigt, dass nicht nur die Physik Teilantworten auf die ›ultimative Warum-Frage‹ geben (oder zumindest zu einer gewissen Schärfung beitragen) kann, sondern dass umgekehrt die physikalische Perspektive bestimmte metaphysische Voraussetzungen machen muss, die sie selbst nicht begründen kann, nämlich insbesondere die Annahme einer Ordnung der Natur, die Existenz universeller Naturgesetze und ein realistisches Weltbild.

3. *Dank*

Wir möchten den Autoren ausdrücklich für ihr Mitwirken an diesem Band danken. Ebenfalls danken wir dem Meiner Verlag für die Aufnahme in das Verlagsprogramm, insbesondere Marcel Simon-Gadhof für das Interesse, das er dem Band entgegengebracht hat, und die freundliche Betreuung. Dank gebührt auch den vielen Studentinnen und Studenten, die das von Jens Lemanski und Daniel Schubbe im Sommersemester 2010 an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz geleitete Seminar ›Warum ist überhaupt etwas und nicht vielmehr Nichts?‹ besucht und durch die belebten und vielschichtigen Diskussionen das Verständnis und die Orientierung der Seminarleiter im Thema variiert haben. Ein besonderer Dank der Herausgeber gilt Judith Schmidt, M.A., für ihre großartige Unterstützung beim Korrekturlesen der Beiträge und der Erstellung des Manuskripts.

›Cur Potius Aliquid Quam Nihil‹ von der Frühgeschichte bis zur Hochscholastik*

1. *Cur Potius Aliquid Quam Nihil* – Einleitung

In der heutigen Forschung zur antiken und mittelalterlichen Philosophie werden zwei Fragen der sog. ›big questions‹ immer intensiver behandelt: 1. die Frage ›Warum (fand) nicht eher (eine Schöpfung statt)?‹, die im Folgenden mit CNC (*cur non citius*) abgekürzt wird,¹ und 2. die Frage ›Warum ist eher/überhaupt etwas als/ und nicht vielmehr nichts?‹, kurz CPAQN (*cur potius aliquid quam nihil*).² Die CPAQN-Frage lässt sich darüber hinaus in die zwei Fragen a) warum ist etwas und b) warum ist nicht nichts, das heißt a) CA (*cur aliquid*) und b) CNN (*cur non nihil*) differenzieren, aus denen sie genau genommen zusammengesetzt ist. Der noch immer herrschenden Lehrmeinung zufolge finden sich die beiden Hauptfragen, CPAQN und CNC, erstmals in der Philosophie von Gottfried W. Leibniz,³ obwohl es mittlerweile mehrere Forschungsergebnisse gibt, die darauf hinweisen, dass sich diese beiden Fragen bis zur Hochscholastik vollständig, d. h. wortwörtlich bzw. explizit entwickelt haben.

* Sofern nicht anders angegeben, stammen alle Übersetzungen vom Verfasser. Hochgestellte Zahlen vor einem Wort in den petit gesetzten Zitaten verweisen auf die Vers- oder Zeilennummern der zitierten Texte. Diese Nummern sind dann angegeben, wenn der Verfasser sich auf die Zeile (= Z.) oder den Vers (= V.) im Haupttext bezieht. Abkürzungen der griechischen und lateinischen Autoren und Werke orientieren sich an: Hubert Cancik u. a. (Hg.): *Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike*, Bd. 1, S. XXXIX–XLVII und Henry George Liddell/Robert Scott: *A Greek-English Lexicon*, S. XVI–XXXVIII. Griechische Quellen werden zitiert nach der Bibliographie Luci Berkowitz (Hg.): *Thesaurus Linguae Graecae*. Lateinische Texte werden zitiert nach der Bibliographie Auctoritate et Consilio Academiaram quinque Germanicarum (Hg.): *Thesaurus Linguae Latinae. Index*.

Allerdings zeigt bereits ein grober Forschungsüberblick, dass sich kein einheitliches Bild bezüglich der Entwicklungsgeschichte der CPAQN-Frage aufstellen lässt: Forscher wie Bruno Snell oder Charles Kahn behaupten, dass chronologisch gesehen bis zu Parmenides das sprachliche Vermögen fehlt, um die für eine erste Variante der CPAQN-Frage so wichtigen Abstraktionsbegriffe wie ›Sein‹, ›Etwas‹ und ›Nichts‹ zu bilden. Aus einer Studie von Walter Patt lässt sich herauslesen, dass die ersten CPAQN-Varianten auf dem *principium rationis* beruhen, welches auf Aristoteles zurückgeht. Werner Beierwaltes meint dagegen, dass die erste CPAQN-Variante sogar schon im Neuplatonismus formuliert worden sei, allerdings semantisch nicht an die Radikalität von Leibniz und Heidegger heranreicht. Dagegen sieht Lloyd P. Gerson Plotin derart stark von Platons *Parmenides* beeinflusst, dass der Platonismus *fons et origo* der ersten CPAQN-Variante sein könne. In der arabischen Philosophie, so Jon McGinnis, sei die Lage dagegen klarer. Seiner Meinung nach finden sich dort keine CPAQN-Varianten, aber man könne derartige Fragen und besonders Antworten aus dem sog. ›kosmologischen Argument‹ ableiten. Bereits in den 1960er Jahren hatte Albert Zimmermann behauptet, dass man zumindest in der Hochscholastik eine erste ›wortwörtliche‹ CPAQN-Frage finde.

Da sich aufgrund dieser größtenteils unabhängig voneinander argumentierenden Forschungsergebnisse kein kohärentes entwicklungsgeschichtliches Bild der CPAQN-Frage einstellen kann, sollen im Folgenden die einschlägigen Quellen der CPAQN-Frage bis zur Hochscholastik noch einmal chronologisch durchgegangen werden, um so vor allem die Belege der einzelnen Fragen und deren Varianten zusammenzustellen. Der vorliegende Überblicksartikel greift somit zwar die herrschenden Forschungsthesen kritisch auf, orientiert sich aber vorwiegend an den einzelnen Epochen und den darin aufgefundenen Texten, in denen CA-, CNN- und CPAQN-Fragen und deren Varianten expliziert werden, um daraus Kontinuitäten und Brüche in der Entwicklungs- und Einflussgeschichte der Frage aufzuzeigen.

Da man allerdings in der antiken Philosophie selbst der Meinung war, dass Varianten der CPAQN-Frage bereits in der frühgeschichtlichen bzw. archaischen Zeit gestellt wurden,⁴ soll zuerst die Frage geklärt werden, ab wann die sprachlichen Bedingungen und Vor-

aussetzungen erfüllt waren, um die CPAQN-Frage überhaupt stellen zu können.

2. Frühgeschichtliche Mythen

Dass sich eine CPAQN-Variante in den Mythen der altorientalischen Sprachen nachweisen lässt, scheint aufgrund rezeptionsgeschichtlicher Probleme⁵ und aufgrund der Schwierigkeit, dass die Mythen Antworten auf Fragen geben, bevor sie diese überhaupt stellen, nahezu ausgeschlossen zu sein. Untersucht man aber bspw. A) aus dem afroasiatischen Sprachraum ägyptische, B) aus dem mesopotamischen Sprachraum sumerische und C) aus dem indogermanischen Sprachraum hethitische Kosmogonien als repräsentative Vertreter der jeweiligen Sprach- und damit auch Mythengemeinschaft, so lassen sich in einigen dieser Texte bereits Motive und Zwecke als mögliche Antworten auf eine CA-Frage aufzeigen: Für A) die Ägypter ist der Grund dafür, dass überhaupt etwas, also Himmel und Erde geschaffen wurden, der, dass der Sonnengott und Weltschöpfer Re wollte, dass die Seelen der Götter in der Welt wohnen.⁶ B) Obwohl die mesopotamischen Mythen keine Antwort auf die Frage geben, warum überhaupt die Götter Himmel und Erde geschaffen haben, stellen jene dort doch erstmals ihre eigenen kreativen Absichten in Frage⁷ und erklären, dass sie Menschen schaffen wollen, damit diese für sie die schwere Tagesarbeit verrichten.⁸ C) Im hethitischen Mythos sind entweder niemals die Beweggründe für die Beantwortung einer CPA-ähnlichen Frage festgehalten oder uns nicht mehr überliefert worden, so dass sich hier nur die Faktizität einer Schöpfung ablesen lässt.

Die frühgeschichtlichen Mythen aus den drei hier näher untersuchten Sprachkreisen weisen darüber hinaus nicht den Abstraktionsgrad auf, um sprachlich Begriffe wie ›Sein‹ oder ›Etwas‹ aus einem ›Nichts‹ hervorgehen zu lassen: A) In den altägyptischen Kosmogonien wird das Nichts (genauso wie das Alles) durch den Sonnengott Atum⁹ vertreten, wohingegen in der jüngeren Kosmogonie der *terminus a quo* der Schöpfungsgeschichte der Urgott Nun – eine Art personal verstandenes materiales Urwasser¹⁰ – als ›Nährboden‹ einer beständigen Schöpfung fungiert,¹¹ aus dem auch die übrigen ägyptischen Götter entstanden sein sollen.¹² B) Auch die

sumerischen Kosmogonien setzen kein Nichts an den Anfang der Schöpfung oder in eine irgendwie geartete Zeit davor. Sie berichten vielmehr von dem Gott An, der für die Zustandsänderung der bereits bestehenden Weltteile Himmel und Erde verantwortlich ist:

»An, der Herr, erhellte den Himmel, die Erde war dunkel, in die Unterwelt wurde nicht ges[chaut], aus der Tiefe wurde (noch) kein Wasser geschöpft, nichts wurde *geschaffen*, auf der weiten Erde wurden (noch) keine (...) gemacht.«¹³

Diese Passage aus dem mesopotamischen *Nibru*-Mythos deutet trotz des nicht überlieferten Textstückes den fehlenden sprachlichen Abstraktionsgrad dadurch an, dass nur mittels bestimmter Negationen diejenigen Einzeldinge in der Vorzeit negiert werden, die aus dem gegenwärtigen Schöpfungszustand bereits bekannt sind.¹⁴ C) Die spärlichen Hinweise auf kosmogonische Vorstellungen in den hurritisch-hethitischen Mythen sind ebenfalls weit entfernt von der für uns so klassischen Unterscheidung zwischen den Begriffen ›Nichts‹, ›Sein‹ und ›Etwas‹, doch lassen sich dort erste quantitative Differenzen zwischen der vorweltlichen Einheit und der geschaffenen Zwei- bzw. Vielheit bildlich interpretieren, die für die Entstehung der CPAQN-Frage in der griechischen Henologie bedeutend sein könnten.¹⁵ B) Auch im weiteren Anschluss an das oben angeführte Zitat des *Nibru*-Mythos wird die Urzeit als eine Einheit beschrieben, in der »[Himmel (und) Erd]e noch aneinander gebunden« waren.¹⁶ A) Ebenso belegen die ägyptischen Sarkophagtexte diese quantitative Vorstellung einer Entwicklung, der zufolge erst durch die Schöpfung »zwei Dinge in diesem Lande entstanden«¹⁷. Somit sind, wie wir noch sehen werden, trotz des fehlenden Abstraktionsgrades in den frühgeschichtlichen Mythen dennoch bereits die Bedingungen geschaffen worden, dass Varianten der CPAQN-Frage überhaupt in der abendländischen Tradition gestellt werden konnten.

3. Geometrische Zeit, Beginn der Archaik

In der gegenwärtigen Forschung wird besonders der Einfluss der hethitisch-hurritischen Mythen auf die frühgriechischen Epiker Homer und Hesiod betont.¹⁸ Aufgrund dieser Einflüsse scheinen die

bereits in Kapitel 2 angeführten Gründe, die gegen die Möglichkeit einer CPAQN-Frage in der Frühgeschichte sprechen, z. T. auch bei den Griechen zu greifen: Bei den frühgriechischen Dichtern werden zwar die unsterblichen Götter als »ewig seiend« (αἰὲν ἔδντων; Hom. Od. III 147; IV 583; Hes. Theog. 21, 33, 105, 801) bezeichnet, dennoch scheint besonders Hesiod diesem Faktum zu widersprechen, wenn er deren Geburt in seiner *Theogonie* beschreibt. Seit der Antike gehen die Meinungen darüber auseinander, ob nun Hesiod die Geburt der Götter a) aus dem Chaos oder b) aus dem Nichts beschreibt. a) Entstehen nämlich die Götter nicht aus dem Nichts, sondern aus einem damals als Urwasser, Unordnung, Dunkelheit o. ä. interpretierten Chaos,¹⁹ so kann man – ähnlich den ägyptischen Mythen – sagen, dass einerseits auch bei Hesiod eine Antwort den CA-Fragen vorausgeht, andererseits keine CNN-Alternative aufkommen kann, da eine *creatio ex nihilo* nominell und semantisch undenkbar bleibt. b) Entsteht aber selbst das Chaos, aus dem dann wiederum allein Tag und Nacht hervorgehen (Th. 123: ἐκ Χάεος δ' Ἐρεβός τε μέλαινά τε Νύξ ἐγένοντο·), als ein Erstes (Th. 116: ἦτοι μὲν πρότιστα Χάος γένετ'), d. h. scheinbar wie aus einem Nichts – eine Meinung, die in der Antike bes. Ps.-Aristoteles (De Meliss. 975a12) vertrat –, so würde Hesiod damit die Ausbildung des Kausalitätsprinzips (*principium rationis sufficientes*) untergraben,²⁰ wodurch ebenfalls das Aufkommen einer CPAQN-verwandten Frage erschwert sein könnte. Einzig in dem »damit« (ἵνα) von V.127 der hesiodischen *Theogonie* kann man die Bestimmung einer kreativen Absicht bzw. eine einzelne Angabe eines CA-Grundes finden: Gaia, die Erde, brachte Ouranos, den Himmel, hervor, »damit dieser sie ganz bedecke« (ἵνα μιν περὶ πάντα καλύπτῃ). Weitere Gründe, warum darüber hinaus noch etwas geschaffen wurde, gibt Hesiod nicht an.

Im Unterschied zu den vorangegangenen Kosmogonien, in denen entweder a) noch die Götter als Berichterstatter *in persona* auftraten oder b) der Mythos als objektiver Bericht verfasst war oder c) zuletzt bei Homer die Autorität eines »göttlichen Dichters« (θεῖος ἀοιδός, Od. I 336; III. 43, 47, 87, 539 u.v.a.) unbegründet behauptet wurde, versucht Hesiod den Wahrheitsgehalt der göttlichen Schöpfungsgeschichte selbst narrativ zu legitimieren. Er rechtfertigt nämlich die Wahrheit des Mythos dadurch, dass er in einer Art autobiographischer

Erzählung davon berichtet, wie die wahrheitsverkündenden Muse(n) (V.28)

»³¹mir [sc. Hesiod] göttlichen Sang eingehauchten, »³¹ἐνέπνευσαν δέ μοι αὐδὴν θεσπιν,
³²damit ich Künftiges und Vergangenes rühme [...]«
 ἔσόμενα πρό τ' ἔόντα [...].« (ferner: V.38)

Der Dichter wird mittels der hier geschilderten Inspiration (V.31) zum Medium einer sonst transzendenten Wahrheit,²¹ wodurch zum einen protologische wie eschatologische Aussagen (V.32) im Mythos legitimiert werden und zum anderen Autoritäten entstehen, durch die wahrheitsbeanspruchende Mythologeme zu Dogmen werden können²² – eine Tendenz, die für die Entwicklung der CΡΑQN-Varianten in den drei monotheistischen Weltreligionen von Bedeutung sein wird.²³

Weiterhin gibt es aber auch rein pragmatische Gründe, die das Aufkommen der CA- und CNN-Fragen verhindern. Denn wie die frühzeitlichen Mythen, so besitzt auch – laut Bruno Snell – die Sprache Homers und Hesiods noch nicht den Abstraktionsgrad, um eine nominelle Entsprechung der CNN-Frage überhaupt stellen zu können.²⁴ Zwar ist bereits bei Homer die abstrakte Verbform von ›sein‹ (εἶναι), nämlich τὰ ὄντα, aufzufinden (bspw. Il. I 69 f.)²⁵, die für die Bildung der CA-Frage wichtig wäre, doch – ähnlich dem sumerischen *Nibru*-Mythos – kennt Homer höchstens bestimmte Negationen bereits bekannter Einzeldinge (bspw. Od. IX 34 f.), aber kein abstraktes ›Nichts‹.²⁶

Allerdings setzt sich bei beiden Dichtern auch die schon in den frühgeschichtlichen Mythen besprochene Quantitätsthematik hinsichtlich der einheitlichen Vorwelt und der sich sukzessiv vervielfältigenden Schöpfung weiter fort. Sie zeichnet sich besonders im zunehmend deutlicheren Henotheismus der Götterhierarchie ab und kann somit als Vorgeschichte der philosophischen Henologie und des theologischen Monotheismus interpretiert werden.²⁷

Zu den Autorinnen und Autoren

BUSCHE, HUBERTUS, Prof. Dr. phil.: Professor der Philosophie an der FernUniversität in Hagen; Arbeitsschwerpunkte: Erkenntnistheorie, Ontologie und Metaphysik, Geschichte der Philosophie (insb. der Antike und der Neuzeit), Theorie der Vernunft und Rationalität; ausgewählte Publikationen: *Leibniz' Weg ins perspektivische Universum. Eine Harmonie im Zeitalter der Berechnung*. Hamburg 1997; *Die Seele als System. Aristoteles' Wissenschaft von der Psyche*. Hamburg 2001; (Hg.): *Departure for Modern Europe. A Handbook of Early Modern Philosophy (1400–1700)*. Hamburg 2011.

DE GENNARO, IVO, Dr. phil.: Assistenzprofessor für Moralphilosophie an der Freien Universität Bozen und Vertragsprofessor für Ästhetik an der Bocconi-Universität Mailand; Arbeitsschwerpunkte: Seinsgeschichtliches Denken, Heidegger, antike Philosophie, ökonomische Ethik; ausgewählte Publikationen: *Logos – Heidegger liest Heraklit*. Berlin 2001; *Dasein: Dasein* (zus. mit Gino Zaccaria). Milano 2007; *La dittatura del valore – The Dictatorship of Value* (zus. mit Gino Zaccaria). Milano 2011; (Hg.): *Value. Sources and Readings on a Key Concept of the Globalized World*. Leiden-Boston 2012; *The Weirdness of Being. Heidegger's Unheard Answer to the Seinsfrage*. Durham 2013.

GASSNER, JOSEF M., Dr. rer. nat.: Mathematiker, theoretischer Physiker, Kosmologe und Grundlagenforscher an der Universitätssternwarte der LMU München; ausgewählte Publikationen: *Primordial He-4 Abundance Constrains the Possible Time Variation of the Higgs Vacuum Expectation Value* (zus. mit Harald Lesch). In: *International Journal of Theoretical Physics*, 47.2 (2008), S. 438–445; *From primordial He-4 abundance to the Higgs field* (zus. mit Harald Lesch/Hartmuth Arenhövel). In: *The Astrophysical Journal*, 685.2 (2008), S. 681; *Urknall, Weltall und das Leben: Vom Nichts bis heute morgen* (zus. mit Harald Lesch). Grünwald 2012 [Tonträger].

GABRIEL, MARKUS, Prof. Dr. phil.: Lehrstuhl für Erkenntnistheorie, Philosophie der Neuzeit und der Gegenwart, Vorsitzender des ›Internationalen Zentrums für Philosophie‹, Stellvertretender Direktor des Käte Hamburger Kollegs ›Recht als Kultur‹; Arbeitsschwerpunkte: Erkenntnistheorie, Meta-

physik, Antike Philosophie und Philosophie der Neuzeit und der Gegenwart; ausgewählte Publikationen: *An den Grenzen der Erkenntnistheorie. Die notwendige Endlichkeit des objektiven Wissens als Lektion des Skeptizismus*. Freiburg/München 2008; *Transcendental Ontology: Essays in German Idealism*. New York/London 2011; *Warum es die Welt nicht gibt*. Berlin 2013.

HAUSWALD, RICO, M.A.: wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie der Humboldt-Universität zu Berlin; Arbeitsschwerpunkte: Wissenschaftstheorie, Metaphysik/Ontologie, Sprachphilosophie; ausgewählte Publikationen: Umfangslogik und analytisches Urteil bei Kant. In: *Kant-Studien*, 101 (2010), S. 283-308; Interpretationen von Interpretationen: Doppelte Hermeneutik und interaktive Grammatik in den Humanwissenschaften. In: Groh, Thomas/Lorenz, Jörn (Hg.): *Interpretatio mundi: Wie deuten Wissenschaften ihre Welt?* Dresden 2010, S. 9-32; Ian Hacking über die Sprachabhängigkeit von Handlungen und das ›Erfinden‹ von Leuten. In: Munz, Volker A./Puhl, Klaus/Wang, Joseph (Hg.): *Language and World*. Kirchberg am Wechsel 2009, S. 172-175.

HESSBRÜGGEN-WALTER, STEFAN, Dr. phil.: freier Autor; Arbeitsschwerpunkte: Philosophie der frühen Neuzeit, digital humanities; ausgewählte Publikationen: Die Begriffsbestimmung der Philosophie im spanischen Aristotelismus der frühen Neuzeit. In: *Archiv für Begriffsgeschichte* (erscheint 2013); Scientific Knowledge and the Metaphysics of Experience: The Debate in Early Modern Aristotelianism. In: *Lexicon Philosophicum: International Journal for the History of Texts and Ideas* (erscheint 2013); Tatsachen im semantischen Web: Nanopublikationen in den digitalen Geisteswissenschaften?. In: Peter Haber, Peter/Pfanzelter, Eva (Hg.): *historyblogosphere: Bloggen in den Geschichtswissenschaften*. München (erscheint 2013).

KOSSLER, MATTHIAS, apl. Prof. Dr. phil.: Leiter der Schopenhauer-Forschungsstelle an der Universität Mainz, Präsident der Schopenhauer-Gesellschaft; Arbeitsschwerpunkte: Mittelalterliche und Klassische Deutsche Philosophie; ausgewählte Publikationen: *Substantielles Wissen und subjektives Handeln, dargestellt an einem Vergleich von Hegel und Schopenhauer*. Frankfurt a. M. u. a. 1990; *Empirische Ethik und christliche Moral*. Würzburg 1999; (Hg.): *Musik als Wille und Welt*. Würzburg 2011.

LEMANSKI, JENS, Dr. phil.: wissenschaftliche Hilfskraft und Lehrbeauftragter am Institut für Philosophie der FernUniversität in Hagen und der Diltthey-Forschungsstelle der Ruhr-Universität Bochum; ausgewählte Publi-

kationen: *Christentum im Atheismus. Spuren der mystischen Imitatio Christi-Lehre in der Ethik Schopenhauers*, 2 Bde. London 2009 ff.; Von Brucker zu Augustinus. Probleme mit der Geschichte des Begriffs ›Neuplatonismus‹. In: *Archiv für Begriffsgeschichte*, 53 (2011), S. 33–53; *Summa und System. Historie und Systematik vollendeter bottom-up und top-down-Theorien*. Münster 2013.

LESCH, HARALD, Prof. Dr. rer. nat.: Professor für theoretische Astrophysik an der Universitätsternwarte der LMU München und Professor für Naturphilosophie an der Hochschule für Philosophie (SJ) München, Moderator der ZDF-Sendungen ›Abenteuer Forschung‹ und ›Leschs Kosmos‹; ausgewählte Publikationen: *Kosmologie für helle Köpfe. Die dunklen Seiten des Universums* (zus. mit Jörn Müller). München 2008; *Sternstunden des Universums* (zus. mit Jörn Müller). München 2011; *Die großen Denker: Philosophie im Dialog* (zus. mit Wilhelm Vossenkuhl). Grünwald 2011.

MEINTS, WALTRAUD, Dr. phil.: Verwaltungsprofessorin für Politikdidaktik am Institut für Politikwissenschaften der Leuphana Universität Lüneburg; Arbeitsschwerpunkte: Theorien des Politischen, Machttheorien, Politische Bildung; ausgewählte Publikationen: Politische Freiheit. Über die Konstituierung des Welt- und Selbstverhältnisses im Politischen. In: Meints, Waltraud/Daxner, Michael/Kraiker, Gerhard (Hg.): *Raum der Freiheit. Reflexionen über Idee und Wirklichkeit*. Bielefeld 2009, S. 205–211; *Partei ergreifen im Interesse der Welt. Eine Studie zur politischen Urteilskraft im Denken Hannah Arendts*. Bielefeld 2011; Reflektierende Urteilskraft als Ethos der Macht – eine Annäherung an einen emanzipatorischen Begriff von Macht. In: Breier, Karl-Heinz/Gantschow, Alexander (Hg.): *Politische Existenz und republikanische Ordnung im Denken von Hannah Arendt*. Baden-Baden 2012, S. 119–134.

MÜLLER, JÖRN, Dr. rer. nat.: Physiker, Autor, Wissenschaftsjournalist und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universitätssternwarte der LMU München; ausgewählte Publikationen: Woher kommt das Wasser der Erde? Urganisole oder Meteoriten (zus. mit Harald Lesch). In: *Chemie in unserer Zeit*, 37.4 (2003), S. 242–246; Die Entstehung der chemischen Elemente: Vom Urknall zum roten Riesen (zus. mit Harald Lesch). In: *Chemie in unserer Zeit*, 39.2 (2005), S. 100–105; *Sterne, Wie das Licht in die Welt kommt* (zus. mit Harald Lesch). München 2011.

SCHUBBE, DANIEL, Dr. phil.: wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie der FernUniversität in Hagen, Vorstandsmitglied der Schopen-

hauer-Gesellschaft; Arbeitsschwerpunkte: Philosophische Hermeneutik, Wissenschaftstheorie, Technik- und Medienphilosophie, Schopenhauer; ausgewählte Publikationen: *Philosophie des Zwischen. Hermeneutik und Aporetik bei Schopenhauer*. Würzburg 2010; Schopenhauers verdeckende Entdeckung des Leibes – Anknüpfungspunkte an phänomenologische Beschreibungen der Leib-Körper-Differenz. In: Koßler, Matthias/Jeske, Michael (Hg.): *Philosophie des Leibes. Die Anfänge bei Schopenhauer und Feuerbach*. Würzburg 2012, S. 83–105; Formen der (Er-)Kenntnis: Ein morphologischer Blick auf Schopenhauer. In: Gödde, Günter/Buchholz, Michael B. (Hg.): *Der Besen, mit dem die Hexe fliegt. Wissenschaft und Therapeutik des Unbewussten. Bd. 1: Psychologie als Wissenschaft der Komplementarität*. Gießen 2012, S. 359–385.

SCHULZ, REINHARD, apl. Prof. Dr. rer. nat.: Professor für die Fachdidaktik der Philosophie und Werte und Normen am Institut für Philosophie der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Mitherausgeber einer Jaspers Gesamtausgabe (Schwabe Verlag), Geschäftsführer der Oldenburger ›Karl Jaspers Vorlesungen zu Fragen der Zeit‹ und des Studium fundamentele; Arbeitsschwerpunkte: Naturphilosophie, Anthropologie, Hermeneutik und die Jaspers Forschung; ausgewählte Publikationen: *Naturwissenschaftshermeneutik. Eine Philosophie der Endlichkeit in historischer, systematischer und angewandter Hinsicht*. Würzburg 2004; (Hg.): *Zukunft ermöglichen. Denkansätze aus fünfzehn Jahren Karl Jaspers Vorlesungen zu Fragen der Zeit*. Würzburg 2008; (Hg. zus. mit G. Bonanni und M. Bormuth): »Wahrheit ist, was uns verbindet«. *Karl Jaspers' Kunst zu philosophieren*. Göttingen 2009.

WEIDEMANN, CHRISTIAN, Dr. phil.: wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Philosophisch-Theologische Grenzfragen der Ruhr-Universität Bochum; Arbeitsschwerpunkte: natürliche Theologie, Wissenschaftstheorie, Philosophie der Aufklärung; ausgewählte Publikationen: *Die Unverzichtbarkeit natürlicher Theologie*. Freiburg i. Br. 2007 (Karl Alber Preis 2007); Zufall, Gott oder Multiversum? Die Feinabstimmung der Naturkonstanten und die Erklärungsbedürftigkeit des Lebens in der modernen Kosmologie. In: Nissing, Hanns-Gregor (Hg.): *Natur. Ein philosophischer Grundbegriff*. Darmstadt 2010, S. 181–196; Did Jesus Die for Klingons, too? (Christian Soteriology and Extraterrestrial Intelligent Life) [im Erscheinen].

ZACCARIA, GINO: unterrichtet Ästhetik und Philosophie an der Bocconi-Universität Mailand; Arbeitsschwerpunkte: Heidegger, antike Philosophie, Philosophie der Kunst, Philosophie der Wissenschaft; ausgewählte Publikationen: *Letica originaria. Hölderlin, Heidegger e il linguaggio*. Milano 1992;

L'inizio greco del pensiero. Heidegger e l'essenza futura della filosofia. Milano 1999; *Hölderlin e il tempo di povertà. Un seminario sull'enigma della poesia.* Como 2000; (Hg.): *Giacomo Leopardi. L'arte dello scrivere.* Milano 2004; *L'inizio e il nulla. Colloquio di un logico, di un aiutante e di un pittore.* Milano 2009; *Pensare il nulla. Leopardi, Heidegger.* Como ³2011; *La dittatura del valore – The Dictatorship of Value* (zus. mit Ivo De Gennaro). Milano/ New York 2011.